

BEDRÄNGNISVOLLE VERGANGENHEIT IM HAFEN DER NACHTRÄGLICHEN REDAKTION

SCHICKSALSDEUTUNG IM *GALEERENTAGEBUCH*
VON IMRE KERTÉSZ

PÉTER DÁVIDHÁZI

Institut für Literaturwissenschaft, UAW, Budapest
Ungarn

Der auf Ungarisch 1993 erschienene Aufsatz analysiert das Galeerentagebuch von Imre Kertész als eine Art Tagebuchroman, was als eine moderne Neufassung der literarischen Tradition des Bildungsromans aufzufassen ist. Die Interpretation zeichnet den im Werk dargelegten Weg von der Existentialphilosophie der Selbstschaffung und dem verdrängten Anspruch auf Religiosität bis zur Erschaffung einer apokrifen Liturgie und Ritual der Selbsterlösung nach. Es wird Kertész' Verhältnis zum eigenen Judentum erläutert und schließlich ein Vergleich mit dem Weltbild und Stil Sándor Márais durchgeführt.

Schlüsselwörter: Tagebuchroman, Bildungsroman, Existenzialismus, Religiosität, Selbsterlösung, Judentum, Sándor Márai

Als Schriftsteller ein Tagebuch zu schreiben, ist schon an sich keine unschuldige Beschäftigung; das geschriebene Tagebuch dann zu einem Buch zu redigieren heißt, der Versuchung offen nachzugeben. Wir können nur Stufe um Stufe verstehen, was da alles gleichzeitig in den Aufzeichnungen von Imre Kertész zwischen den Jahren 1961 und 1991 vor sich geht, in jenen Aufzeichnungen, aus denen er mit einer offensichtlich sorgfältig auswählenden, anordnenden und stilisierenden, den bewußtseinsgeschichtlichen Fundwert dieser Einträge bewahrenden Arbeit das *Galeerentagebuch* im nachhinein geformt hat, damit wir dieses Werk 1992 neben seine bisherigen Bände stellen konnten. Der Verfasser brauchte „diese Galeerenbankarbeit der Selbstdokumentation“ wie das Ruder, das ihn „peinigt und vorwärts bringt“, und bei dem, beobachtet man die Schläge, abzuschätzen ist, ob die Galeere in die richtige Richtung fährt¹. Bis dahin hatte er all das, was er in solchen Momenten erkannte und zu Papier brachte, geheim gehalten. Obwohl von den äußeren Geschehnissen seines alltäglichen Lebens recht wenig auf diesen Seiten erscheint, und wir eher die Ereignisse seiner Gedankenwelt mitverfolgen können, breitet sich vor uns die bislang unsichtbare Seite eines Doppellebens auf. Derjenige, der jahrzehntelang inkognito, in geistiger Konspiration lebte, seine wahren Gedanken häufig auch vor seinen

Bekannten verbarg, später dann in seine Romane transponiert, mit der Welt von *Sorstalanság*, 1975² [*Roman eines Schicksallosen*, 1998], *Kudarc*, 1988³ [*Fiasko*, 2001], *Kaddis a meg nem született gyermekért*, 1990⁴ [*Kaddisch für ein nicht geborenes Kind*, 1996] all das zu erahnen ließ, was ihn persönlich beschäftigte, wählt hier nun bereits eine unmittelbarere Gattung. Er tritt aus seiner bisherigen Verborgenheit im Schutz seiner Werke hervor, und was nur ein *modus vivendi* war, das weicht nun einem neuen *Ethos*; er strebt nunmehr nach der vollkommenen Auslieferung seiner selbst. Auch er selbst spürt, daß der Unterschied nicht absolut ist, sondern nur relativ: Das schriftstellerische Tagebuch ist direkter als die bisherigen Romane, doch kann es nicht bis ins letzte Wort hinein direkt sein, denn mit der sprachlichen Formung wird von vornherein eine indirekte Welt erschaffen, und vor der Routine des Romanautors gibt es kein Entkommen. Das entstandene Werk ist demnach auch diesmal eine Art Tagebuchroman, es steht sogar innerhalb der literarischen Gattungen einer von früher bekannten Romangattung am nächsten: der Form nach ein Tagebuch, bis ins kleinste Wortgefüge modern und doch ein traditioneller Bildungsroman, in dem uns die Genese aller bisherigen Werke des Verfassers in einem untrennbaren Prozeß der autobiographischen, seinsphilosophischen und romanmethodologischen Überlegungen durchgängig synoptisch vor Augen steht. Wie die klassischen Werke dieser Gattung, gibt auch dieses eine Lehre zu ahnen. Aus der dokumentierten Bewußtseinsgeschichte der inneren Befreiung, der ersehnten Selbstbefreiung des Galeerensträflings zieht der Verfasser mit einer glücklichen Erleichterung selbst seine erlittene Lebensweisheit: Wenn man ausreichend entschlossen ist, dann gibt es unter den fürchterlichsten Umständen die Hoffnung, unser Leben aus der Determination der äußeren Kräfte zurückzunehmen und es zu unserem eigenen zu wandeln, ehe wir sterben. Was in dieser Weise abstrakt und eine kühle Didaxis wäre, doch ist das *Galeerentagebuch* glücklicherweise dramatisch, ergreifend, kathartisch.

Der Seufzer der glücklichen Erleichterung klingt hier jedoch eher religiös, als daß man dieses Werk einfach in die *literarische* Tradition des Bildungsromans einordnen könnte. Der Verfasser weigert sich zwar, sein immer stärker werdendes religiöses Bedürfnis zu akzeptieren, und kämpft dagegen ebenso stark an, wie gegen alles, worin er die Selbsttäuschung der Seele, die Wahl des leichteren Weges vermutet, jedoch setzt er vergebens um sich herum nahezu alle Begriffe oder Vorstellungen der Religiosität in Flammen, in seinem Text verbirgt sich unentwegt, unvertreibar eine tief religiöse Mentalität, vermischt mit profanen philosophischen Gedanken, unter jeglichem konfessionellen und theologischen Gesichtspunkt selbstverständlich inkonsequent, man könnte sagen, ketzerisch, die gewollt oder ungewollt und immer wieder aufs neue die einsame Zeremonie einer der ältesten transzendenten Sehnsüchte zelebriert, mit einer selbstgeschaffenen apokryphen Liturgie: die Zeremonie der Erlösung. Seine Weltanschauung ist

zwar am ehesten als agnostisch zu bezeichnen, und die Annahme der Existenz Gottes vergleicht er selbst bei Pascal mit der Kalkulation eines Buchmachers, deren nur die Gefangenen der Todesangst bedürften⁵, doch das *Fehlen* der transzendenten Sphäre empfindet er als ein starkes *transzendentes* Erlebnis, das, wie er meint, nach einer neuen, „wahren“ Religiosität ruft, und wir können das *Ga-leerentagebuch* vielleicht auch als ihr Dokument deuten. Archaische religiöse Sehnsüchte und Automatismen ringen mit dem Stolz eines hartnäckig ungläubigen, nach Selbständigkeit und Selbstversorgung strebenden, modernen Bewußtseins. Der Schreiber des Tagebuches sehnt sich nach der Beichte, der Absolution, schließlich auch nach Gnade und Erlösung, er bedarf eines inneren Dialogs in der Sprache der Religion, in dem er sich doch irgendwie an Gott wenden muß (er hält es für wichtig hinzuzufügen, daß die Sprache dazu nur *metaphorisch* fähig ist), doch will er sich im Grunde genommen die Erlösung selbst erkämpfen, als Ergebnis der eigenen Kraftanstrengung. „Denn was kann der Mensch geben, womit er seine Seele auslöse?“ Zweimal sogar⁶, zitiert er diese Frage (Mk 8,37), wobei in seiner Gedankenwelt am stärksten betont ist, daß wir die Erlösung geben und nicht etwa von jemandem erhalten. Es ist, als gelte der erleichterte Seufzer, der das Wiedererlangen des Lebens begrüßt, der Rettung seines Seelenheils, dies jedoch erscheint als sein eigener Sieg, sozusagen als *salvavi animam meam*, das heißt, es ist einer Erlösung zu verdanken, deren Subjekt, Instrument und Gegenstand eine und dieselbe Person ist. „Um Erlöser – keineswegs der «Menschheit»! – lediglich seines eigenen Lebens sein zu können, um sich für das eigene Leben Absolution erteilen zu können, ist ein volles, unsagbar intensives und von ständiger innerer Arbeit erfülltes Leben notwendig“⁷. Selbst von der Gnade spricht er wie von einem Sträfling, der ein schweres Leben hatte und mehrmals im Stich gelassen wurde, der am eigenen Leib erfahren mußte, daß er bei der Flucht nur auf sich selbst zählen kann, und der nicht einmal in Gedanken die letzte Autorität gerne einer Macht überläßt, die größer ist als er.

Es ist nicht schwer, jene philosophische Daseinsanschauung zu erkennen, die hier zur weltlichen Inspiration des sich im alltäglichen, um die Selbsterlösung geführten Kampf zeigenden Eifers geworden ist, und welche die philosophische Bestätigung der Psychologie dieser speziellen Einpersonen-Religiosität ist: Das *Ga-leerentagebuch* ist das Dokument eines im Zeichen des Existentialismus aufgefaßten und zu Ende gelebten Lebens. Die (beispielhaft fundierte) philosophische Bildung seines Autors ist zwar verzweigter und unvoreingenommener, als daß man sie an eine einzige Richtung knüpfen könnte, und er läßt sich bei der Kommentierung seiner Lektüren nicht selten auch auf eine Diskussion mit existentialistischen Denkern ein, doch erkennt er auch selbst, daß seine geistigen Wurzeln in die Welt des (vor allem französischen) Existentialismus (der Nachkriegszeit) reichen. Dafür spricht seine innerste Überzeugung, nach der wir unser Wesen letzten Endes selbst *schaffen*, indem wir das von außen Erhaltene zu unserem Eigenen

wandeln, und dafür spricht der charakteristische Begriffsgebrauch, nach dem das *Massendasein* die größte Gefahr bedeutet, das *Versinken in der gesichtslosen Masse*. Der größte Triumph hingegen ist die auch im Bewußtsein der sich nähernden Vernichtung auf sich genommene Selbstformung, das *Fertigwerden* von uns selbst, das Aufzeigen der auf individuelle Weise durchlebten, daß heißt *erlebten Existenz* vor dem Moment des Todes, vor dem Eintreten *des Todes als letzter Befreier*. Bei jemand anderem könnte dies als Grundgedanke und Wertordnung zu arrogant, tragisch und pathetisch erscheinen, man könnte vielleicht den vornehmen Tonfall der Elite-Philosophien als übertrieben empfinden, bei unserem Autor jedoch können wir eher die lebensverbundene Belastbarkeit und künstlerische Produktivität dieser gedanklichen Tradition bewundern: Ein aus Auschwitz und Buchenwald herausgebrachtes, aus der Zurückgezogenheit in der Marginalität der fünfziger Jahre hinübergerettetes, dann über Jahrzehnte in der Einsamkeit herangereiftes und schließlich als Schriftsteller aufgezeigtes Leben schöpfte daraus seine geistige Nahrung. Es ist eine düstere Philosophie, doch wer die Wüste durchqueren muß, wie unser Autor es häufig empfunden hat, und wer der Hoffnung, ja jenen Weltanschauungen gegenüber, die eine jenseitige Wiedergutmachung versprechen, mißtrauisch ist, für den ist sie eine unerschöpfliche Kraftquelle. Ob dies wahr ist oder nicht, darüber kann man streiten, bei ihm hat es sich jedenfalls *bewährt*. (Bedauern können wir allenfalls, daß diese Philosophie der Selbstschaffung, so wie auch die apokryphe Theologie der Selbsterlösung in einen latenten Widerspruch mit der schönen Metapher des Titels gelangt: Nie ist es der Galeerensträfling, der festlegt, wo er ankommt.)

Indem er seine geistige Kraft aus einer Daseinsdeutung schöpft, die sich auf Selbstversorgung eingerichtet hat, konnte er der eigengesetzliche Denker bleiben. Deshalb hatte er nie Bedarf daran, sich in den Schutz von (politischen, künstlerischen, religiösen oder anderen) Gemeinschaften zurückzuziehen und deren tröstende Selbstmythen gutheißen zu müssen. Wie der junge Held des *Romans eines Schicksallosen* wagt und vermag unser Verfasser mit dem geläufigen jüdischen Selbsttrost zu brechen: Auch er ist nicht bereit, sich als unschuldiges Opfer zu betrachten, mit dem das Unumgängliche nur so geschieht, sondern will sich für sein Schicksal verantwortlich fühlen, auch wenn das die als absurd erscheinende Selbstanklage der Mitschuld nach sich zieht. Er klärt sein Verhältnis zu seinem eigenen Judentum mit einer gnadenlosen Ehrlichkeit. Er nimmt es auf sich, doch nur so (dies ist sein eigener Vergleich), wie er es einem Hai gegenüber auf sich nehmen würde, Nahrung im Meer zu sein, das heißt als eine persönliche Bedrohung, die jedoch möglich macht, gewollt oder ungewollt die universelle Bedeutung der totalen Ausgeliefertheit zu durchleben, sie damit besser zu verstehen und schließlich künstlerisch verallgemeinern zu können. Er nimmt jedoch nicht das Judentum als Volk auf sich, denn so könnte ihm nicht die Schule der einsamen Heimatlosigkeit bleiben; er nimmt es weder als Geschichte auf sich,

denn dies widerspräche seiner Überzeugung von der individuellen Lebensaufgabe, noch als Religion, denn dies wäre unvereinbar mit jenem Mut und jener Resignation, mit denen er dem Tod ins Auge schauen will⁸, und im übrigen versteht er diese Religion nicht besser und fühlt er sich ihr auch nicht näher als jeder anderen Glaubenswelt, inbegriffen „den Buddhismus, die Feueranbetung, den Dienst an der Göttin Kali oder das Mormonentum“⁹. Es ist schwer zu beurteilen, inwiefern er bei alledem recht hat; vorstellbar ist, daß eher eine Art Abwehrmechanismus hier und da einen blinden Fleck auf seiner ansonsten erstaunlichen Selbstkenntnis hinterläßt. Denn in dem Mystizismus dieser in die rationale Gestalt geschlossenen Seele, der voll von Schuldbewußtsein ist, sich nach Absolution und noch eher nach Erlösung sehnt, lebt selbstverständlich mehr von den religiösen Grundvorstellungen des Christentums, das teils jüdischen Ursprungs ist, weiter, als (sagen wir) vom Buddhismus; der Automatismus des Bewußtseins unseres Autors hat also vermutlich mehr mit seiner geerbten Religion zu tun, als er denken würde.

Auf jeden Fall ist es eine stolze, selbstquälerische, vornehme Wahl: Er akzeptiert das, was am jüdischen Schicksal schwer ist, was hingegen dessen Ertragen erleichtern würde, nimmt er nicht an. Weiterhin ist zu beobachten, daß er das, was er akzeptiert, nur gleichsam wegen der menschlichen Lehren und des schöpferischen Ertrags auf sich nimmt, nicht etwa als habe er aufgrund seiner Herkunft ein inneres Verhältnis dazu, oder als fühle er sich etwa eins damit. Er übt Kritik an Georg Lukács, ja sogar an Simone Weil, da er meint, in deren Leben Spuren dafür zu entdecken, daß beide der Last ihres persönlichen jüdischen Schicksals in eine Unpersönlichkeit versprechende Bewegung oder Glaubensphilosophie entflohen sind. Dabei kann man vielleicht eine derart schützende Distanzierung übergangsweise auch in seiner existentialistischen Daseinsauffassung verfolgen, der zufolge wir unsere Identität selbst schaffen, und im Vergleich dazu alle äußere Determiniertheit rein zufälliger Art ist. Deshalb bezeichnet er es als eine Unmöglichkeit und setzt es in Anführungsstriche, „Ungar“ oder „Jude“ zu sein¹⁰; daher versucht er so „von sich selbst zu abstrahieren“, daß beides bloß seine „ontologische Einsamkeit bezeichnet und noch stärker unterstreicht“¹¹; deswegen lehnt er es mit einem Achselzucken ab, daß er ein Identitätsproblem im heutigen gewohnten Sinne haben könnte; deswegen bleibt er gegenüber der Frustration der in die ungarische Kultur Verliebten und daher Assimilationsfreudigen relativ gefühllos und geht (im Vergleich zu den übrigen Einträgen) mit einer kühlen und wortkargen Anteilnahme über der Verspottung des andächtigen ungarischen Bewußtseins von Antal Szerb zur Tagesordnung über¹². Seine Selbstbestimmung ist (unter diesem Gesichtspunkt) in den drei Jahrzehnten seines Schaffens unverändert, obwohl das Buch zum Ende hin seine kompakteste Form erhält: „Ich bin einer, den man als Jude verfolgt, aber ich bin kein Jude“¹³. Er ist zum Judentum als Romanthema und Symbol der Daseinsdeutung im Grunde

genommen bereits nach einer derartigen Distanzierung, gleichsam als Fremder, zurückgekehrt, seinen eigenen einstigen Kreuzweg hat er beinahe wie ein schriftstellerisches Material, das ihm sozusagen zufällig in die Hände gefallen ist, zu nutzen gewußt, auch sich selbst gegenüber höchstens mit einer Art allgemeiner menschlicher Anteilnahme oder Solidarität. Es könnte durchaus sein, daß er zeitweilig deshalb an Schreckensvisionen einer gegenüber sich selbst empfundenen körperlich-seelischen Fremdheit leidet: Eine moralisch so sensible Gestalt muß vielleicht für diesen inneren Umweg mit schizophrenen Halluzinationen und bedrückenden Schuldgefühlen bezahlen¹⁴. Aber wie hätte er auch die Last eines solchen Lebens aushalten können, und wie hätte er die wiederholte schriftstellerische Erinnerung an seine eigene Vergangenheit ertragen können, wenn er sich nicht bewußt auf diese Abstecher des Bewußtseins begeben hätte? Den ersten Stein soll werfen, dessen Selbstuntersuchung tiefer, entschlossener, gnadenloser ist als die seine.

Es wäre überflüssig und unwürdig zu beteuern, oder es bedürfte eines ganzen Aufsatzes, durch welch intime Fäden auch dieses Buch mit der ungarischen Literatur verbunden ist. Beschränken wir uns daher auf die geistige Verwandtschaft zu Sándor Márai, für die wir im *Galeerentagebuch* zahlreiche Anzeichen finden, und deren Großteil auch der Autor selbst in Evidenz hält. Warum unter seinen eigenen Büchern gerade *Fiasko* (dieses im Vergleich weniger gelungene Werk) die literaturgeschichtliche Linie des Werkes *Bekanntnisse eines Bürgers* fortsetzen sollte, legt er nicht ausreichend genug dar, um damit zu überzeugen, denn auch das *Galeerentagebuch* steht dem bürgerlichen Bildungsroman der von Márai gezeichneten Entwicklung des individuellen Künstlerbewußtseins näher. Der Stil von Márai hat auf Kertész jedoch sichtlich gewirkt, und es ist wahrscheinlich, daß sich diese Wirkung beim nachträglichen Feilen der Tagebucheinträge nur noch verstärkt hat. Was den gemeinsamen Habitus betrifft, gleicht am meisten die geistige Unabhängigkeit der beiden Schriftsteller; bei der Suche nach ihrer Wahrheit sind beide unbestechlich. Ihre weltanschaulichen Stützen sind unterschiedlicher Art, denn der Autor des *Füves könyv* lehrt das harmonische Zusammenleben mit der Weltordnung und stützt das erschütterte Sicherheitsgefühl mit Stoizismus, jener des *Galeerentagebuchs* hingegen erzieht sich zum bewußten Zusammenleben mit dem befreienden Tod und hält mit dem Existentialismus sein Gewölbe des Lebens, das einzubrechen droht, aufrecht; aber das Endergebnis ist doch wieder ein gemeinsames: es ist die gleiche sichere, souveräne, belastbare moralische Haltung. Selbst in ihrem Stolz erinnern sie aneinander; der Masse gegenüber sind sie mißtrauisch, zeitweilig engherzig, in schlechteren Momenten verachtend, und doch sind sie immer dazu bereit, denjenigen anzuerkennen, der zur geistigen Elite gehört, gleich woher er kommt. Das Bewußtsein von *noblesse oblige* paart sich bei beiden mit einer zur Selbstanklage neigenden moralischen Empfänglichkeit; nicht von ungefähr

reagiert der zu Hause Gebliebene so empfindlich auf das Grunddilemma von *Land, Land!...*: Legitimiert er das verhaßte bestehende System nicht etwa, ungewollt, mit seinen als Widerstand gedachten Schriften, mit seiner zögerlichen Kooperation, muß er sich nicht für das reine Hiersein schämen?¹⁵ Und bei beiden dieselbe erstaunliche Beobachtungsgabe, jene unvoreingenommene Neugier und Empathie, die am ehesten an einen Ethnographen erinnern und die den Ursprung und die Bedeutung eines Blicks, einer Handbewegung, einer Verhaltensform oder die Stimmung einer ganzen Epoche mit einer unfehlbaren Sicherheit entschlüsseln. Bei soviel innerer Verwandtschaft ist es beinahe selbstverständlich, daß Kertész über Márai mit tiefer Sympathie schreibt, es ist nicht überraschend, daß er einige seiner Werke so treffend deutet, und daß er, der sich ohnehin als eine Gast-Natur und heimatlos fühlt, wichtige Dinge über die Symbolhaftigkeit der Auswanderung eines großen Emigranten sagen kann (die seiner Ansicht nach aufgrund der „Funktionslosigkeit“ des ungarischen Bürgertums von beschränkter Gültigkeit ist)¹⁶. Allmählich können wir verstehen, warum es ihn mit einer besonderen Freude erfüllt, als er schließlich beim Lesen von Márais Tagebuch entdeckt, daß der Schriftsteller ihn im Sommer des Jahres 1944 aus dem Zug gesehen haben könnte, ja müßte, ihn als den zur Deportation gefangengenommenen vierzehnjährigen Jungen, auf dem Hof der Ziegelei in Budakalász.¹⁷

Jenem Jungen ist es, als er aufgewachsen ist, mit der beharrlichen Arbeit von Jahrzehnten gelungen, sich die ersehnte innere Befreiung zu erkämpfen, und nun, als er das Gefühl hat, er und sein Werk seien fertig, legen wir das von dem Prozeß der Fertigstellung handelnde Tagebuch ergriffen nieder, das ein modernisierter Bildungsroman ist, die apokryphe Liturgie der Selbsterlösung, eine erlittene existentielle Daseinsdeutung, eine Bilanz über das Ungartum und das Judentum und ein sich in Werken bewahrheiteter romanmethodologischer Versuch. Ergriffen, da das, was man bekommen kann, doch mehr, größer, berauschender ist als das, was sich nur erkämpfen läßt. Denn unser Verfasser, der häufig von dem Gefühl der Kürze der menschlichen Schaffenskraft erfaßt wurde, während er mit hartnäckiger Entschlossenheit an seinem Werk arbeitete, konnte nicht nur schaffen, was er sich vorgenommen hatte, sondern hat auch eine Verlegenheit bringende Zugabe bekommen, noch immer in vollem Besitz seiner Kraft. Es fällt ihm sichtlich schwer zu glauben, daß er kein Sträfling mehr ist, und nach seinen bisherigen Plänen kann er nicht wissen, was er nun mit der unerwarteten Möglichkeit anfangen soll. Nach dem mehrmals betonten (theoretisch zwar problematischen) Prinzip wollte er einen und denselben Roman leben und schreiben¹⁸, und bereits als Held des *Kaddisch* begrüßte er die endgültige Erfüllung seines Lebens und Werkes, wenn man den Schlußsatz des Romans (auch) als Selbstbekenntnis liest. „In einem letzten großen Aufgebot habe ich mein hinfälliges, verbissenes Leben aufgezeigt – habe es aufgezeigt, um mich sodann mit dem Bündel dieses Lebens in den hoch erhobenen Händen auf den Weg zu machen und

wie in dem treibenden schwarzen Wasser eines dunklen Flusses / zu versinken, / o Gott! / laß mich versinken / in alle Ewigkeit / Amen.“¹⁹ Auch in seinem jetzt herausgegebenen Tagebuch taucht hier und da das Motiv der Bereitschaft und der Reife zum Tod auf, nach dem Titel des letzten Teiles sogar läßt der viel umhergeirrte Galeerengefangene das Ruder los, holt die Ruder herein und ist glücklich. Unser Held ist im Hafen angekommen, er ist eingetroffen, und obwohl er *arrivierte* Geister verabscheut²⁰, ist er als anerkannter Schriftsteller selbst *angekommen*. Nur daß er, wie sich herausstellt, noch Zeit hat. Er müßte also glauben, und zwar nicht nur mit seinem Verstand zur Kenntnis nehmen, sondern irgendwie auch im Innersten glauben, daß er nunmehr wirklich befreit ist, das heißt, er könnte ein freieres, also heitereres, spielerischeres und sorgenloseres Werk nach den bisherigen düsteren schreiben. Wir fordern keinen pflichtmäßigen Optimismus; János Arany mahnte die doktrinären Kritiker seiner Zeit mit bleibender Gültigkeit, daß dies zu nichts Gutem führe. „Es ist zwar wünschenswert, daß die dichterische Seele in vollkommenem Einklange mit der Welt sei, doch ist sie es nicht, wer kann schon dafür. Die Harmonie der Kunst ist nicht immer zugleich auch jene des Optimismus.“ Doch gleich wie künstlerisch glaubwürdig die Daseinserfahrung des Menschen war, der davor, einen Nachkommen zu hinterlassen, zurückschreckte, der mit den bedrückenden Erinnerungen in seinen Zellen selbst als Vater verabscheuen würde, mit der totalitären (gesellschaftlichen oder kosmischen) unterdrückenden Maschinerie zu kooperieren, deshalb müßte er nach dem *Kaddisch*, gleich einer Belohnung, die auf das Hauptwerk folgt, etwas von der Kehrseite der Medaille aufblitzen lassen. Der am Ende des *Galeerentagebuchs* erzählte morgendliche Traum, das Liebesgeflüster des Vaters und der Mutter, aus dem erwachend der Verfasser sich selbst und seine Eltern endlich ausgesöhnt akzeptieren konnte, die Tatsache dessen, daß er zur Welt gekommen ist, könnte die Ouvertüre zu einer neuen schöpferischen Epoche sein.²¹ Es steht einem Kritiker nicht gut, wenn er sich wichtigtuend Ratschläge erteilt, noch weniger, wenn er sich unbefugt zu Moralpredigten erdreistet, indem er an das ohnehin überentwickelte Schuldbewußtsein oder das Pflichtbewußtsein des Autors appelliert. Wer sollte schon das Recht dazu haben, mit einem um so vieles leichteren Lebensweg hinter sich, den hin- und hergeworfenen Ruderer der Galeere zu neueren Versuchen anzuspornen? Trotz alledem riskiere ich es, denn in wem so viel Kraft geblieben ist, eine solche Empfänglichkeit für die Daseinsdeutung und ein solches schriftstellerisches Stilgefühl, der soll dies nicht einfach brachliegen lassen, nur weil er seinen eigenen Plan verwirklicht hat. Es ist nicht sicher, ob wir das Geschenk erwidern können, doch vielleicht bekommen wir es auch gar nicht deswegen, jedoch gehört es sich, dafür zu danken.*

Übertragen von Éva Zádor

Anmerkungen

- 1 Imre Kertész, *Galeerentagebuch*. Reinbeck: Rowohlt, 2002, S. 160.
- 2 Imre Kertész, *Roman eines Schicksallosen*. Reinbeck: Rowohlt, ¹³2002.
- 3 Imre Kertész, *Fiasko*. Reinbeck: Rowohlt, 2002.
- 4 Imre Kertész: *Kaddisch für eine nicht geborenes Kind*. Reinbeck: Rowohlt, 2002.
- 5 Kertész, *Galeerentagebuch*, S. 178.
- 6 Ebd., S. 79, 83.
- 7 Ebd., S. 316.
- 8 Ebd., S. 132.
- 9 Ebd., S. 54.
- 10 Ebd., S. 253.
- 11 Ebd., S. 196.
- 12 Ebd., S. 33.
- 13 Ebd., S. 312.
- 14 Vgl. Ebd., S. 167f.
- 15 Ebd., S. 123f.
- 16 Ebd., S. 124f.
- 17 Ebd., S. 282f.
- 18 Ebd., S. 84.
- 19 Kertész, *Kaddisch für eine nicht geborenes Kinds*, S. 156.
- 20 Kertész, *Galeerentagebuch*, S. 186.
- 21 Ebd., S. 315f.

- * Die hier abgedruckte Studie von Péter Dávidházi sowie die in *Hungarian Studies* Nr. 17/2 erschienenen Texte von Dávid Kaposi, Ágnes Proksza, Mihály Szegedy-Maszák, András Kappanyos und Gábor Schein sind Vorabdrucke aus dem Band „Der lange, dunkle Schatten. Studien zum Werk von Imre Kertész“, einem Gemeinschaftsprojekt von Kortina Kiadó und dem Passagen Verlag. Die Redaktion der *Hungarian Studies* dankt dem Kortina Kiadó und dem Passagen Verlag für die freundliche Genehmigung zum Nachdruck der Studien über Imre Kertész.